

12]

Ein alter Streit.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von Wilhelmine v. Hillern.

„Der hat g'nuag! Jetzt zieh'n wir um a Haus weiter!“ brüllt der Hause und setzt sich in Bewegung.

Lenz ist bei Gemming und dem Habermesster.

„Geh 'nauf zu Deim Vater und schau nach ihm“ — sagt Gemming ernst.

„Ja, wie kann i denn jetzt — in der Masken? Da thät er ja sehen, daß i bei dem Treiben mitg'macht hab' — und müßt' mi verfluchen. — Morgen geh' i zu ihm und mach' alles wieder gut! Ach Gott — der alte Mann — wie er dag'standen ist —! Habermesster — i fürcht', i hab' mich schwer veründigt!“

„I hab' Dir g'sagt, 's wird Dich reuen, wärst davon blieben — jetzt bist amal derbei und kannst nit deffertiren!“ erwidert der Habermesster kurz, nimmt Schild und Schwert des Kaisers Karl von der Linde und stellt sich wieder an die Spitze des Zugs.

Und weiter wälzt sich das Getümmel die Straße entlang. Entsetzen schreitet vor ihnen her. — Wo sie vorbeikommen, schließen sich Thüren und Läden — alles flieht in die Häuser — die Straße ist wie gefegt, so öde und menschenleer, der Weg frei — gemieden wie das Bahngleis, wenn der Zug kommt. So gesürchtet wie jener, ist dieser Zug! Hinter den Läden bekreuzen sich die Leute. — „Die Haberer! Jesus Maria, bei wem treiben sie noch?“ Immer näher kommt das Wuthgeheul und der Fackelschein. — Am Ende der Dorfstraße liegt ein größerer Platz, mit Bäumen besetzt und in der Mitte ein steinerner Brunnen. Da machen sie Halt — gerade vor dem Pfarrhof — und werfen die Fackeln zusammen — daß die Lohe hoch aufschlägt und den Himmel roth färbt.

„Am Gotteswillen, die brennen 's Pfarrhaus z'samm!“ schreit die Haushälterin und läuft die Treppe hinauf, um den Herrn zu rufen. Der aber kommt ihr völlig angelleidet entgegen.

„Ketten Sie sich,“ sagt er kalt. „Ich bleibe hier. Der Meßner arbeitet längst an der verrammelten Thür zur Glockenstube, er muß gleich fertig sein, dann läuten wir Sturm.“

Die Haushälterin will zur Hinterthür hinausfliehen, aber da tönt ihr ein energisches „Halt!“ entgegen. Alle Ausgänge sind besetzt, ebenso die Fenster des Erdgeschosses.

„Zu Hilf', zu Hilf'!“ Jetzt müß'n wir bei lebendigem Leib verbrennen,“ schreit die Haushälterin aus den Mansarden herunter.

Der Vorsteher und die Gemeindevorordneten kommen gerannt: „Die Spritzen, um Gottes willen — die Spritzen!“

Aber ein Duzend Flintenläufe starren ihnen entgegen: „Wir passen schon selber auf d' Fackeln auf, wenn man uns in Ruh' laßt!“ ruft der Habermesster mit seiner gebieterischen Stimme. „Wir sind verantwortlich, wenn was passiert. Mordbrenner sind wir nit, dös steht nit einmal im Bannbrief, der uns doch alle Schandthaten aufbringt. — Augmeister lies!“

Der entrollt sein Papier und liest:

„Jetzt woll'n ma 'n Herr Pfarra a wen'g illuminieren, Daß er besser sieht, wann er Brief schreibt zum Leutenunzieren, Und seinra Köchin, der thum ma a Habermus lochen Von dem Haber, der wo sie scho all'weil hat g'flogen. Jetzt kommen S' nur 'raus, Hochwürden, Herr Pfarrer, Und bleiben S' nit all'weil so a schweigsamer, starrer, Bei uns können S' lerna, wie ma ehrliche Leut' Zur Schand' und zum Spott macht für ewige Zeit. Und hat ma ihna d' Ehr' und Seligkeit g'nomma, Na treibt ma f' in d' Höl' und hat sei Spiel g'wonna —“

In der Kirchen, gelt,
War a Habersfeld,
Und dös Habersfeld
Hat der Pfarrer b'stellt,
Aber trieben sei
Hat er ganz alle! —
Möcht' halt lieber glei
Selm a Habrer sei!“

Singt jetzt der Chor von ein paar hundert Stimmen und die Lärminstrumente schlagen, blasen und schmettern den Takt dazu.

„Ja, kommt denn der Herr Pfarrer nit 'raus?“ brüllt der Hause ungeduldig. „Oder ist's ihm ebba noch z' kalt — müssen ma noch a bißl mehr einheizen?“

Ein paar „Unholde“ springen herzu und werfen aufs neue Pechkränze in die Flammen, daß sie wild emporlodern. Jammergeschrei von allen Seiten des Dorfs: „Dös giebt a Unglück — lösch' doch — lösch'!“

„Wann der Pfarrer warm g'nua hat — lösch'n ma scho —!“ ist die Antwort — und wieder brüllen die Rasenden: „raus, Pfarrer — raus —“ Und das Aufklärmeln beginnt in seiner ganzen Furchtbarkeit. — Die Hitze auf dem Platz und in den Köpfen der gereizten, wartenden Menge, der Qualm und der Pechgeruch — die Verwirrung wird immer größer. Bis zu Dachhöhe steigen die Flammen empor, schon fangen Fenster im Pfarrhaus an zu springen. Das Bögen des Geislichen sacht die Wuth, und die Wuth das Feuer an. Vergebens wehrt der Habermesster mit dem Schwert Kaiser Karls ab — aus dem Spiel ist Ernst geworden, auch er hat die Herrschaft über die entfesselten Geister verloren. — Da geht die Thür auf und der Pfarrer tritt bedeckten Hauptes mitten unter sie hinein: „Nun, was soll's?“

„Kapp 'runter — die Kapp 'runter, Pfarrer!“ wiehert es ihm hundertstimmig entgegen.

„Nein! die Mütze bleibt auf meinem Haupt“, sagt der eisige Mann, ohne mit der Wimper zu zucken. „Glaubt ihr, ich lasse mich auf Eure Kindereien ein?“

„So, jetzt sind's Kindereien?“ ruft der Habermesster. „Und heut in der Kirch' waren's Verbrechen? Also wegen einer Kinderei hat man uns zu Schusten g'macht und thuat uns den Herrgott verweigern?“

Jetzt ist der Damm gebrochen, — die Wuth hört kein Gebot mehr. Sie dringen heran, immer enger, im Kreis um den Unererschütterlichen, der ihnen nichts als Hohn entgegensetzt und ruhig mit dem Käppchen auf dem Scheitel, die Hände auf dem Rücken, der Bewegung zusieht, als handle es sich um ein Naturschauspiel.

Schon strecken sich Hände aus, ihm die Kopfbedeckung herunterzureißen, — er weicht nicht einen Schritt, mit dem Schild und Schwert muß ihn jetzt der Habermesster selbst vor Thälichkeiten schützen — denn das hieße die eigene Ehre schänden.

„Zurück!“ herrscht er sie an. „Seid Ihr noch Haberer oder seid's das wirklich, was man Euch heut g'heissen hat?“

„Lassen Sie nur,“ sagt der Pfarrer mit seinem gewohnten Lächeln, „bemühen Sie sich doch nicht — mich schüht mein Amt.“

„Aber ich lass' mir nit nachsagen, daß wir uns an 'ma Geislichen vergriffen hätten! — Dös geht z' weit!“ ruft der Habermesster. „Nühr' ihn keiner an, oder ich bin Euer Habermesster g'wesen! Seht nach dem Feuer, daß kein Schaden g'schieht, sonst könnt's Euch 'n Zuchthausler zum Meister nehmen — aber nicht mich!“

Dumpfes Gemurmel ringsum. Die scheußlichen Larven schauen dem Priester ganz nah ins Gesicht, aber nichts sacht ihn an — er hört die zornigen Herzen pochen, heißer Athem umweht ihn, wie eine drohende Wolke, seine Haltung bleibt unbeweglich.

Einzelne Rufe werden laut: „Schlagt ihn nieder, wir lass'n uns nit verhöhnen!“

„Hochwürden gehen's hinein, jetzt kann i für nix mehr stehen!“ bittet der Meister.

Aber glauben Sie denn, ich fürchte diese Leute?“ sagt der Pfarrer mit sicherer, vernehmlicher Stimme — „wer seine Pflicht thut, braucht nichts und niemanden zu scheuen und muß zu jeder Stunde bereit sein. Wollen sie ihren Wuth an mir kühlen — nur zu! Ich wünsche mir ja nichts Besseres, als auf Kosten meines Leibes und Lebens, wenn es sein muß, den Beweis zu liefern, daß der Bannbrief vollkommen recht gehabt hat.“

„So ist dös g'meint? Na, jetzt thun mir ihm den G'fallen grad nit, daß wir 'n todtschlagen!“

Der Pfarrer sieht sich ruhig im Kreis um.

„Nun?“ fragt er mit eisiger Kälte, „warum ist alles plötzlich so still geworden?“

Aber keine Antwort erfolgt. Statt dessen nimmt ein

neuer Sprecher das Wort: die Sturmglocke! Die metallenen Jungen sind jetzt befreit und senden ihren Hilferuf durch die Lüfte.

„Stürmläuten — sie haben die Glockenstub' g'sprengt,“ so ruft's von allen Seiten. — „Nacht dem Läuten 'n End' — überwältigt den Wefner.“

„Habermeister, was thun?“

„Lösch die Fackeln aus, macht dunkel! Im Namen des Kaisers erklär' ich's Treiben für b'schlossen,“ gebietet der Habermeister wieder in der alten Nachtvollkommenheit.

Mit Windeeseile wird das Wasser des Brunnens in die leeren Tonnen geschöpft, die zum Aufklären mitgebracht waren und der Fackelhaufen gelöscht. Aber in der allgemeinen Verwirrung bemerkt niemand, daß an dem Dachfirst des Pfarrhofes bereits schwache Flämmchen hin und her irren! In der Dunkelheit soll sich der Menschenknäuel, wie immer, nach allen Himmelsrichtungen auslösen. Zu spät! — Ein Signalschuß bei den Vorposten — ein zweiter — ein dritter — von verschiedenen Seiten.

„Verrath,“ schreit alles wild durcheinander. „Habermeister, was thun?“ fragen sie wieder und schaaren sich rathlos um den entschlossenen Mann.

„Das sind Gendarmen oder Militär,“ ruft dieser. „Jetzt wird's Ernst!“

Und kaum ist das Wort heraus, da ergießt sich auch schon ein Schwarm von Gendarmen zu Fuß und zu Pferd über die enggedrängte Schaar. Blind wüthend dringen nun die Feinde aufeinander ein. Wie wenn in Wirklichkeit Haber gedroschen würde, fast taktmäßig, geht das Geräusch des Handgemenges. Kein Wort wird gesprochen, — kein Laut, als das Stöhnen und Schnaufen der Kämpfenden, das Scharren der Füße, das Schieben und Stoßen vor und zurück, das Niederfallen der Fäuste und Säbel auf abwehrendes Eisen oder lebendiges Fleisch. Auch ein fliehender Schritt und das Laufen der Verfolger wird dann und wann hörbar. Denn es fehlt nicht an solchen, die sich durch die Flucht zu retten suchen und denen trotz der Dunkelheit die Gendarmen auf der Ferse sind. — Die Gesamtheit aber kämpft auf dem Platz mit dem Muth der Verzweiflung.

Plötzlich blickt es auf und ein lichter Schein erhellt die Nacht. Jetzt blickt alles empor. — Aus dem Dach des Pfarrhofes schlagen die Flammen. — Die Sturmglocken toben, als sollten die Stränge reißen. „Feurio“ — heult es die Straße herauf. Die Feuerreiter sprengen daher und erzwingen sich Durchlaß, gleichviel wen sie mit ihren schweren Bauerngäulen niederreiten. Von den Nachbardörfern rasseln die Spritzen herein, denn der Feuerschein der Fackeln hat zu weithin geleuchtet und schon lange vor den Glocken unbeabsichtigte Nothsignale gegeben. So waren die Spritzen schon angefahren, ehe es geläutet.

(Fortsetzung folgt.)

Es fiel ein Schuß in stiller Nacht.

Von W. Korolento.

(Schluß.)

Er hört den Wald rauschen. Er kennt dieses Rauschen, dieses leichte sanfte Rauschen, das wie ein stiller Gesang in seinen Ohren klingt. Er versteht die Sprache des Waldes und seiner Bäume. Da die herrliche Fichte, deren Krone hoch oben in den Wolken mit ihrem dunklen Grün sich wiegt, während die Tannen leise flüstern, die bunten Laubbäume ihre geschmeidigen Äste bewegen und die Blätter der Espe furchtbar erzittern. Die freien Vögel schwingen sich in der Luft und jubeln und zwitschern ihr Lied; das Väcklein riefelt munter dahin, überstürzt sich in kleinen Wasserfällen; während hoch oben den Flüchtling, der durch die dichten Wälder irrt, ganze Flüge von Vögeln begleiten.

Der Gefangene fühlt, daß es wie ein Frühlingshauch ihm umrieselt; er richtet sich auf und Holt schwer Athem. Er blickt aufmerksam um sich, da zuckt in seinen Augen ein Freudenstrahl. Es ist fast unglaublich: Vor ihm, dem Verfolgten, dem unstätigen Flüchtling, ist es eine offene Thür.

Der Freiheitstrieb erwacht mächtig in seiner Brust und verschleucht im Nu die Krankheit. Das Fieber verschwindet bei den Bildern, die sich in seinem kranken und von der Hoffnung aufgeregten Hirn regen. Er ist allein und sieht die Thür offen. Schon steht er auf dem Boden. Die Fieberhitze scheint aus seinem Hirn in die Augen gedrungen zu sein, die gleichmäßig und fürchterlich vor sich hinstarren.

Jemand verläßt die Kirche und öffnet auf eine kurze Weile die Thür. Der mächtige, schwellende Gesang tönt kräftig an das Ohr des Gefangenen und verstummt wieder. Er ist wie zerschmettert von der Wirkung. Auf seinem bleichen Gesicht malt sich ein Ausdruck der Behmutz, die Augen füllen sich mit Thränen, und vor seiner Seele taucht ein Bild auf, daß er öfter im Geiste geschaut: die Schaar der Seinen im Schatten der Fichten, die ihre Wipfel wie

schäumend über das Kirchlein seines Heimathsdorfes neigen, zur Seite am Ufer des Flüsschens, das Vaterhaus, und durch die stille, sternenhelle Nacht derselbe Gesang erklingend, den er soeben vernommen. Es zieht ihn mächtig, er eilt, es drängt ihn, alle diese Bilder in Wirklichkeit zu sehen, heim zu den Seinen, nach Hause. Der Wächter betet indessen knieend an der Kirchenthür.

Das Gewehr auf der Schulter, geht der junge Rekrut auf seinem Posten auf und nieder. Vor ihm ein ödes, weites Gefilde, von dem der Frühlingshauch den Schnee hinwegsegelt. Das hohe dürre Steppengras schaukelt sich leise im Winde, erweckt in vorjährigem Grafe einen eigenartigen traurig-singenden Ton und in dem Herzen des jungen Soldaten wehmüthige, sehnlichsvolle Erinnerungen. Er lehnt sich an die Mauer, stellt das Gewehr auf den Boden und läßt seinen Gedanken freien Lauf. Ihm ist es unsagbar, wozu man ihn eigentlich hierher gestellt hat, in dieser heiligen, feierlichen Nacht, mit dem Gewehr in der Faust, angeblickt der öden, weiten Felder. Er war noch ganz der Landmann, der vieles, was der Soldat wissen muß, noch nicht verstand, von seinen Kameraden deshalb oft verspottet und verlacht wurde. Vor noch nicht langer Zeit war er sein eigener Herr, Besitzer und Behauer seines eignen Feldes. Und nun! Es erfaßte ihn eine unbestimmte Furcht, ein unheimlicher Schrecken, von dem er sich selber keine Rechenschaft zu geben vermochte, der ihn aber unablässig verfolgte, der ihn bei all' seinem Thun und Lassen begleitete, ihn unaussprechlich unsicher machte und so langsam die ungezwungene Natur des Bauers in die Zwangsjacke der Disziplin und des strengen Dienstes schnürte.

Jetzt aber war er sich selbst überlassen. Die weiten, öden Felder und das Säuseln des Windes im hohen Steppengras scheinen ihn einzuschläfern, und auch vor seinen Augen steigen Bilder der Heimath auf. Er sieht sein Dorf, und es ist ja derselbe Wind, der über dasselbe dahinstreicht. Die Kirche strahlt von Licht und über ihr wiegen die Fichten ihre ehrwürdigen Wipfel.

Von Zeit zu Zeit besinnt er sich auf sich selbst, erwacht aus diesem Halbschlummer, und seine blauen Augen irren fragend umher: „Was ist denn das? Was bedeutet dieses Feld, diese Fichte, diese Mauer? Wozu stehe ich hier?“ Eine Weile besinnt er sich der Wirklichkeit, doch das eintönige Summen des Windes zaubert ihm wieder die Traumgebilde vor die Seele, und er verfällt wieder in seinen Halbschlummer, gelehnt auf den Lauf des Gewehres.

Und nicht weit von ihm zeigt sich auf der Mauer etwas Dunkles, wie der Kopf eines Menschen. Es ist der Kopf des Vagabunden. Er blickt hinaus auf das weite Feld, an dessen Rande in unabsehbare Ferne der Saum des Waldes sichtbar wird. Seine Brust wogt heftig, sein Athem schlürft gierig die frische Luft. Er läßt sich hinuntergleiten und rutscht langsam die Mauer entlang . . .

Durch die tiefe Stille der Nacht ergießt sich von neuem freudenvorläufiger Glockenklang. Die Pforten der Kirche thun sich weit auf, ein langer Zug tritt heraus und beginnt seinen Rundgang durch den Hof, mit den Kreuzen, Fahnen, Heiligenbildern voran. Gesang tönt aus dem Innern der Kirche.

Der Soldat fährt zusammen, er nimmt die Mühe vom Kopfe, um sich zu befreuen — da erstarrt seine zum Gebet erhobene Hand. Der Landstreicher ist auf dem Boden angelangt und schießt, das hohe Steppengras zu erreichen.

„Halt, steh, um Gotteswillen, steh!“ ruft der Soldat und erhebt erschrocken sein Gewehr. Alles, was ihn bis jetzt mit unerklärlichem Schrecken erfüllt und bellommen gemacht hat, da steht es jetzt vor ihm deutlich beim Anblick des unglückseligen Flüchtlings. „Dienst, Subordination, Pflicht!“ Diese schrecklichen Worte sahen ihm wie ein Blitz durchs Hirn, er ergreift schnell das Gewehr, schließt die Augen und drückt mit zitternder Hand ab. —

Noch immer erklingen die Glocken und senden die freudigen Akkorde zum Himmel empor, auch der gebrochene, lahme Ton der kleinen Thurmglocke stimmt ein und sinkt wieder zu Boden, wie ein flügelahmer Vogel. Aus der Kirche ertönt der feierliche erste Gesang der Betenden und in die freie Luft dringt der freudenvolle Ruf: „Christ ist erstanden!“

Da fällt plötzlich jenseits der Mauer ein Schuß, und ein schwacher Klagenston scheint ihm zu antworten.

Bald verstummt alles. Nur der Wiederhall des Schusses rollt über die Felder dahin und erstirbt in der Ferne.

Die zoologische Station in Neapel

wurde vor 25 Jahren von Professor Dohrn als wissenschaftliches Laboratorium zur Erforschung der Seethiere gegründet. Das Institut ist im Laufe der Jahre unter Leitung seines Gründers mächtig emporgeblüht und hat nahezu 50 ähnlichen, in der ganzen Welt zerstreuten Instituten als Vorbild gedient. Auf der zoologischen Station in Neapel arbeiten Forscher jeder Nationalität. Und nicht allein Zoologen sind hier thätig, sondern auch Botaniker, Anatomen, Physiologen, Pharmakologen, selbst Kliniker kommen hierher, um biologische Probleme, die sich ihnen aufdrängen und die hier am besten in Angriff genommen werden können, zu lösen. Mit dem wissenschaftlichen Institut ist auch ein Aquarium verbunden, dessen Thüren dem Publikum offen stehen. Von ihm und von seinen aus dem Meere stammenden Bewohnern giebt Dr. Th. Beer in der Wiener „Neuen freien Presse“ folgende prächtige Schilderung:

„Aus dem üppigen Grün der Villa (ein Park in Neapel) ragt weit hin sichtbar ein stattlicher Renaissancebau, der die einfache Aufschrift: Acquario trägt. Wer hier eintritt, mag im ersten Augenblick geblendet sein von den Wundern der Tiefe, die sich da in vornehmer Stille, in wohlthuendem Gegensatz zu dem Lärm und Getriebe zubringlicher Menschen draußen, dem trannenden Auge darbieten. Wenn man von der dunklen, kühlen Halle aus in die geschickt nach Süden gelegten lichtdurchflutheten Becken blickt, deren Bewohner mit ungeahnter Farbenpracht in überreicher Formensfülle prunken, könnte man glauben, von einem geheimnisvollen unterseeischen Schiff aus, das mit elektrischen Scheinwerfern den Meeresgrund erhellte, die Herrlichkeit einer neuen lebenden Welt zu schauen. Strohgelbe, orangefarbene, blutrothe Haarsterne umklammern mit seinen Ranken zarte purpurne Korallenbäumchen, fleischfarbene und violette stachelige Seeigel haften an den grauen Felswänden, grünlichgelbe und dunkelrothe strahlige Seesterne, braune und weißliche dicke Seewalzen ziehen langsam mit ihren vielen Saugfischen über den Grund. Feiste, gelbgoldig geflechte Fische schwimmen umher, mit den dünnen Mäulern die smaragdgrünen üppigen Algen auftreffend, die ihnen zum Futter den Boden bedecken. Eine Schaar röhlichweißer, schlanker starrängiger Tintenfische schwebt verdammten Seelen gleich raslos auf und nieder, vor- und rückwärts. Zu Hunderten hängen an einem Tau die blauschwarzen Riesmuscheln; die Steindattel bohrt sich in den Luff ein; Austern und Pilgermuscheln, Gelmuscheln und Tritonshörner, Steckmuscheln, welche im Alterthum den feinen Byssus zu düstigen Geweben, und Purpurschnecken, welche den kostbaren Farbestoff für Prunkgewänder lieferten, die Bewohner und Erzeuger der prächtigen Gehäuse, welche das Entzücken der Muschelsammler bilden, sind hier lebend zu sehen. Unauszähllich sprudelt, lebendpendenden Sauerstoff zuführend, frisches Seewasser in die Behälter, unzählige Luftblasen schäumen und perlen zur Oberfläche empor, die Sonne lacht in den Grund. . . . Nicht Pflanzen wie für uns Landbewohner, die wir auf dem Boden des Ozeans leben, sondern Thiere bilden den Reiz der unterseeischen Landschaft. Dicken Kräutern, gallertartigen Knollen oder felsamen Pilzen gleich bedecken rothe, weißliche, grünliche Seescheiden — vielleicht die Urahnen der Wirbelthiere — Boden und Felswände, ähnlich einem Walde von Dattelpalmen ragen vom Grunde der Nöhrenwürmer schlanke Gehäuse empor, aus deren offenem Ende gleich einer Baumkrone die zarten gefiederten Kiemenblätter sich entfalten, phantastischen Zauberblumen gleichen die festgewachsenen Seerosen und Anemonen, die doch thierisch gierig alles Eßbare, Würmer, Krebse, Schnecken und Fische, mit den zarten düstigen bläublauen oder hellgrünen Fangarmen mit unzähligen Nesselfäden graufam umschlingen; ganze Sträucher und Bäumchen bilden die schwefelgelben, kreideweißen oder blutrothen Korallen. Durch die unterseeischen Gärten schwimmen die zierlichen Seeperldchen mit flimmernder Rückenflosse; oft sieht man sie paarweise in anmüthigen Spielen auf und nieder schweben, sich drehen und neigen, sich neckisch verfolgen, sich mit den Ringelschwefen zärtlich umschlingen. . . . Auf felsigem Grunde, dem röhlichen Gestein zum Verwechseln angepasst, liegen große, giftstachelbewehrte, graufame Fische mit rothen starrenden Augen, es sind die plumpen Drachenköpfe, die das Schwimmen verlernt, die Schwimmblase verloren haben und regungslos auf Beute lauern, die sie mit gierigem Gapp verschlingen.

Wundervoll ist das große Bassin, in dem langsam die dicken Riesenbarsche aus Felshöhlen hervorkommen, blaugraue glatte torpedoähnliche Haie mit geschmeidigem Leib durch das Wasser gleiten, mächtige Rochen mit langem Giftschweif auf dem Grunde liegen, der Seetenfel, der, im Sande vergraben, kleine Fische mit einer Art Angel anlockt, seine ungeheure Fresse öffnet, der lange fette graue See-Aal in felsamem Bogen unter einer Grotte schwebt, riesige milchweiße Schirmqualen mit düsterviolettem Rand ruhelos, trumphast atmend, umherschwimmen.

Ein besonderes Becken birgt die berühmten Muränen. Wie paßt dieses Thier mit dem üppigen schöngepantherten Leib, den aaligen wollüstigen Schlangenbewegungen, dem grausamen falschen Blick, dem giftigen langgeschlitzten spitzzähligen Maul zur Zeit der römischen Cäsaren! Einen unsinnigen Kultus trieben die Feinschmecker der Verfallszeit mit dem ledernen Fisch; Crassus bebing seine Lieblingsmuränen mit Goldschmuck, Bedius Pollio ließ ihnen Sklaven zum Fraß vorwerfen, da sie von Menschenfleisch am schmackhaftesten wurden. . . .

Von jedweden Thier kann sich der Binnenländer eher ein Bild machen, als von Tintenfischen und Kraken. Freilich, die Riesen mit zehn Meter langen Armen, wie man sie in nordischen Meeren beobachtet hat, Ungeheuer, die ein Boot unter Wasser ziehen, Matrosen vom Schiff herunterholen könnten, sieht man hier nicht, aber auch der achtsarmige Polyp, der „Polyp“ der Alten, ist merkwürdig genug. Jeder haust in einer Art Felsburg, vor deren Eingang er sich Steine und Felsstücke zusammengetragen hat. Muschel- und Krebschalen kennzeichnen die Behausung des gefährlichen Wegelagerers. Raslos blickt er mit den großen Augen um sich, späht gierig nach nahem und fernem, unausgesetzt schlängeln die langen Kräftigen, mit fest haftenden Saugnapfen benehten Fangarme durch das Wasser. Wehe der Beute, die ihnen zu nahe kommt! Wie mit Zaubergerast heftet sich ein Arm an, andere folgen und ziehen das schreckstarre Opfer unter den Mantel des Räubers, wo es mit den harten, papageischnabelartigen Kiefern angegriffen wird.

Erstaunlich ist die Stärke der Thiere; alles an ihnen ist Muskel. So weich sie sind, so muß ihnen doch selbst die hartchalige Muschel, die ungestüme Languste, der gepanzerte Hummer, erliegen. Mag er es auch kühn mit der Riesenschere packen, das zähe Weichtier umklammert ihn bald so, daß er kein Glied rühren kann, und reißt ihn in Stücke. Quält sie der Hunger, so fressen sie auch einander, und zur Paarungszeit verfolgen sie sich unter heftigem Farbenwechsel; ja ihre liebende Umarmung gleicht oft eher einem wilden Kampfe lebendig gewordener Medusenhäupter. . . .

Eines der interessantesten Becken ist jenes, welches die kleinen Krebse und Krabben beherbergt; es gewährt ein Abbild menschlichen Lebens, ja ein typisches Bild des Lebens überhaupt. In lautloser Stille — denn im Wasser giebt es keinen Lärm — aber mit zäher Energie, mit lächerlicher Hinterlist und erbarmungsloser Ausnützung jeder Blöße des Gegners wird hier der rastlose, unerbittliche Kampf ums Dasein geführt. Jeder will Beute machen, jeder ist selbst in Gefahr, Beute zu werden; der Starke frist den Schwachen oder verdrängt ihn wenigstens. Aber auch Freundschaft, freilich nicht unter Gleichartigen, sondern wie zwischen Mensch und Rahe etwa, kommt hier vor: ein wandelndes Schneckengehäuse, auf dem See-Anemonen wachsen, aus dem ein richtiger Krebs hervorschaut, ist zunächst ein seltsamer Anblick — aber gemeinsame Interessen machen das Zusammenleben so verschiedenartiger Geschöpfe verständlich. Der Einsiedlerkreb, dessen Hinterleib durch vieltausendjährige Anpassung an das Wohnen in verlassenen oder erbauteten Schneckengehäusen weich geworden ist, wird durch die giftigen Nesselorgane der Actinien gegen viele Feinde geschützt, indes diese durch das Wanderleben des Krebses leichter zu Nahrung kommen, als ihre an Steinen und Felsen haftenden Verwandten. Zieht der Krebs aus, und das muß er einmal, so lange er wächst, so nimmt er seine Freundinnen sorglich mit.

Einige Behälter beherbergen die zarten Glästhiere, die bei ruhigem Wetter nach dem Scirocco an der Meeresoberfläche oft in ganzen Schaaen schwimmen und mit großen Kägeln behutsam herausgefischt werden. Ringelwürmer, Mollusken, Krebse gehören hierher, vorwiegend aber Quallen, Siphonophoren und Medusen; ihnen allen ist die glashelle Durchsichtigkeit des Leibes gemein. An die Stelle blinkender Uniformen setzt moderne Kriegskunst immer mehr eine Bekleidung des Soldaten, die ihn im Gelände möglichst unauffällig macht. Dasselbe Prinzip hat bei den Bewohnern des Meeres das Ueberleben der Passendsten gefördert: die meisten Thiere sind ihrer Umgebung durch eine vorzügliche, überdies je nach dem Grunde oft wechselnde Schutzfärbung derart angepasst, daß sie von Feind und Beute möglichst unentdeckt bleiben. So sehen die Flachfische, Rochen und Sepien oft bis zur Unkenntlichkeit dem sandigen Meeresgrunde, die Seekröten dem röhlichen, viele Krebse dem grauen Felsgestein gleich; ja manche Seeigel mastiren sich förmlich mit Steinchen, Muscheln, Pflanzenspäthen, manche Krabben mit Algen, Polypen, Schwämmen, Ascidien, die sie selbst auf ihrem Rücken ansiedeln, um beim Beschleichen der Beute nicht zu früh erkannt zu werden. Die im freien Meere lebenden pelagischen Glästhiere nun sind durch ihre Durchsichtigkeit angepasst und geschützt. Denn so leicht und zierlich und elsenhaft diese Wesen erscheinen, deren viele bei einer unsanften Berührung schon zerfließen, so sind doch auch sie, wie fast alle die Milliarden Thiere, die das Meer bevölkern, gefährliche Räuber. Die Transparenz und bei vielen Wesen die mikroskopische Kleinheit erklären, warum die See, aus der man an vielen Orten kein Glas Wasser schöpfen kann, das nicht Lebendiges enthielte, dem flüchtigen Beobachter, der nur einmal einen Haiisch etwa oder eine Schaar Delphine im weiten Horizont auftauchen gesehen hat, so todt und öde erscheint. Aber wer in dunkler Nacht mit spähem Auge über das Meer fährt, dem verrathen sich die Myriaden von Glästhiern durch ihre Phosphoreszenz — der Zauber des Meerleuchtens thut sich auf, große und kleine Laternen erglügen in der kühlen Fluth, feurige Wassergarben sprühen vom Bug, leuchtende Perlen tropfen von den Rudern des Bootes, grünliche und blaue Funken blitzen und stieben auf, matte milchige Lichter erglügen, die Schaufeln des Dampfers, der die Wogen durchschneidet, scheinen in Licht getaucht, die Wellenkämme und das Kielwasser leuchten, ja das ganze Meer kann mit Licht übergossen scheinen wie ein Schneefeld im Vollmond. . . .

Kleines Feuilleton.

— Aus der italienischen Kammer. Der „Frankf. Ztg.“ wird unterm 12. April aus Rom geschrieben: Gestern gab es im Parlament eine lustige Episode. Mitten in der poetisch schönen Rede Cavallotti's, welcher die gefamte Kammer voller Andacht lauschte, schritt nämlich ein usciere (Thürhüter) auf einen blonden übereleganten Zingling zu, berührte ihn mit mahnendem Finger und führte ihn ab. Im Zimmer des Wahlprüfungs-Ausschusses spielte sich dann folgende Scene ab.

„Wo ist Ihr Geburtschein?“ fragte der Vorsichende.
 „Wenn ich das sage, schade ich mir dann selbst?“ antwortete der Blonde stotternd.
 „Sie verrathen sich durch diese ausweichende Antwort,“ sagte der Vorsichende, „also heraus mit der Sprache.“
 „Nun gut, ich werde erst im August dreißig Jahre alt.“
 „Gut, Sie können gehen!“ sagte der Vorsichende, und der Blonde ging, aber nicht in den Sitzungssaal.
 In Italien wie vielfach anderwärts kann nämlich nur ein Mann, der das 30. Lebensjahr überschritten hat, Abgeordneter sein.

Der Vorfall erhält einen pikanten Beigeschmack durch die romantische Geschichte des Blondens, der Ventura heißt. Herr Ventura war als junger Mensch faktore auf einem fürstlichen Schlosse. Die Schloßherrin, Schwester eines ungarischen Magnaten und römischen Patriarchen, fand das Blond des jungen Mannes entzückend. Sie starb, und Herr Ventura sah sich im Besiz von Millionen, die ihm auch trotz mancher Prozesse verblieben. Nun reiste Herr Ventura nach der Stadt, wo die Fürsten blühen, und fand auch einen principo in Neapel, der ihn für Geld und gute Worte adoptierte, und so heißt der Herr Ventura seit der Zeit „Principe di Carovigno“ — so sagt man in parlamentarischen Kreisen, und so heißt es auch in gewissen boshaften Zeitungen. Der junge Fürst wollte aber auch Abgeordneter sein. In der Wahlzeit entdeckte er daher plötzlich, daß alle Gemeindeverwalter seines Wahlkreises schlechte Instrumente hätten — flugs schafte er ihnen neue an; er entdeckte ferner, daß alle Kirchthürme seines Wahlprengels schlecht gekleidet seien, flugs ließ er sie daher neu besohlen und behuten. Was er sonst noch an Schäden entdeckte, heilte ebenso rasch sein wohlthätiges Geld und auch für den Durst seiner Wähler in Tuscien soll er liebevoll gesorgt haben. Der Gute! Nun muß er sich zum zweitenmale wählen lassen. Welche Schäden er jetzt entdecken wird, weiß man noch nicht. — Die neuerliche Wahlkommission ließ auch Herrn Marquis Carlo di Rudini vor sich zitieren, und Herr Karl mußte eingestehen, daß auch er noch nicht dreißig Jahre alt sei, obschon er doch schon so viel gelebt habe. Wie Herr Karl Abgeordneter geworden, weiß man nicht, aber er soll einen einflussreichen Vater haben, der zufällig Ministerpräsident ist. —

Theater.

— Die Zuschauer als Preisrichter. Die „Gazetta del Popolo“ in Turin hatte vor einiger Zeit einen Preis von 800 Lire für das beste ein- oder zweiatteige Bühnenwerk ausgeschrieben. Es wurden 209 Arbeiten eingereicht, von denen die Preisrichter Giacosa, Praga und Novetta, also die angesehensten unter den zeitgenössischen italienischen Bühnendichtern, vier als aufführungsreif bezeichneten. Mit der Darstellung der Werke wurde die Truppe De Sanctis-Della Guardia betraut. Dabei wurde das dritte Stück, „Il bimbo“ (Der Knabe), vom Publikum abgelehnt und von der Autorin, Luisa Macina, zurückgezogen. Die Preisrichter hatten „Il bimbo“ für das beste der eingereichten Dramen erklärt. Freitag Abend wurden die drei verbleibenden Stücke hintereinander aufgeführt. Jeder Zuschauer erhielt drei Stimmzettel mit dem Namen je eines der Stücke: „Die Auferstandene“ von Edoardo de Hay, „Ein Ginster“ von Luigi Grande, „Unser Bürgermeister“ von Gerolamo d'Italia. Am Schlusse der Vorstellung gab jeder Zuhörer den Zettel mit dem Namen des seiner Ansicht nach besten Stückes an die Stimmzähler ab. Den Sieg trug „Unser Bürgermeister“ mit 899 Stimmen davon. Die „Auferstandene“ erhielt 215, „Ein Ginster“ 188 Stimmen. —

Völkerkunde.

— k. Eine grausame, originelle Todtenfeier herrscht bei den Arrawaken, einem Indianerstamme Südamerikas. Stirbt ein Stammesgenosse, dann wartet man mit der Todtenfeier so lange, bis auf dem Cassadafelde des Verstorbenen die Wurzeln gereift sind, aus denen ein Getränk bereitet wird, das bei dem Todtenfeste eine hervorragende Rolle spielt. Am Morgen des für die Todtenfeier bestimmten Tages stellen sich die Männer des Dorfes in zwei Reihen vor der Begräbnishütte auf; die ankommenden Gäste, Freunde und Bekannte des Todten werden mit Peitschenhieben auf die Waden empfangen. Die also freundschaftlich behandelten verziehen dabei keine Miene, sondern reihen sich den Geißlern an, um die nach ihnen kommenden ebenfalls mit Peitschenhieben zu empfangen. Während der Prozedur, mit der man den Todten zu veröhnen glaubt, wird fleißig Paiwari getrunken, ein aus der Cassadawurzel bereitetes, berausches Getränk, in dessen Herstellung viele Indianerstämme eine große Fertigkeit haben. Zum Schlusse folgt dann noch eine allgemeine Geißelung der Waden aller Anwesenden, wobei das Blut in Strömen fließt. Die Wunden, so erzählt der Forschungsreisende Schomburgk, brauchen oft monatelang, bis sie wieder geheilt sind, und die grausame Sitte ist so allgemein verbreitet, daß man nach den Berichten des Forschers unter jenen Stämmen kaum einen Erwachsenen findet, dessen Waden nicht mit unzähligen Narben bedeckt wären. Das Verhalten bei diesen Festen gilt zugleich als eine Probe des Muthes; wer an der Geißelung nicht passiv und aktiv theilgenommen hat, darf auch von dem Paiwari nicht trinken. Nach der Geißelung setzt sich die ganze Prozeßion in Bewegung und umkreist die Hütte, in der der Todte liegt. Voran werden drei Figuren getragen, die einen Kranich und zwei Menschengestalten darstellen. Plötzlich fügen sich drei Männer mit Messern vor und entziehen den Geißlern die bluttriefenden Peitschen. Dieselben werden zerschneiden und in ein Grab geworfen, das in der Nähe der Begräbnishütte angelegt wurde. In das Grab kommen auch die drei Figuren, welche der Prozeßion vorangetragen wurden, und alle Geräthschaften des Verstorbenen, damit dieser sie im Jenseits nicht vermisse. Damit endigt die Todtenfeier. —

Bergbau.

— Kupfer-Wasser. Aus den Anaconda und St. Lawrence Kupfer-Bergwerken in der Minenstadt Butte in Montana (Nordamerika) fließt ein smaragdgrünes Wasser ab, das man erst in

neuerer Zeit als höchst kupferhaltig würdigt und ausbeutet. Ein Deutscher, namens Müller, war der erste, der Kupfer daraus gewann. Seit drei Jahren hatte Thomas Bedford eine Pacht für die Ausbeutung des Wassers, wofür er 25 pCt. des Gewinnes zahlte, der sich jährlich auf 100 000 Dollar belief. Seit Jahresfrist nutzt die Company selbst das Wasser aus, das monatlich für 30 000 Dollar Kupfer ergibt, bei nur 1000 Dollar Betriebskosten. Das Kupfer wird dadurch gewonnen, daß mehrere Ader Grund mit hölzernen Verschlägen bedeckt sind, welche mit alten Eisenpänen und Eisenstücken gefüllt sind. In diese wird das Wasser geleitet, und seine Kupfertheile schlagen sich an den Eisenstücken nieder. Alsdann wird das Wasser abgelassen, worauf eine lehmige Substanz zurück bleibt, die, in Säcken von je 100 Pfund verpackt, nach den Schmelzhütten geschickt werden, wo 86 pCt. reines Kupfer daraus gewonnen wird.

Humoristisches.

— Die „Dmeiseln.“ In einer Reiseschilderung „Streifzüge im Engadin“, die gegenwärtig in der „Neuen Züricher Ztg.“ erscheint, erzählt J. C. Heer folgende Schurre: „Tritt ein lustiger Tiroler, der in Schuls in Arbeit steht, in das Zollbureau in Nauders. „Hoben's was zu verzoll'n?“ fragen die Beamten. — „Dmeiseln hob i in der Blechbügen.“ — „Na machen's mol ihre Dmeiseln auf.“ Der Tiroler macht auf. „Ah, Blutwürstel sein's Dmeiseln!“ Das erste Mal kost's gnädigerweis fünf Gulden, 's zweite Mal kost's zehn. Nach einem Monat geht der Tiroler wieder über die Grenze; er hat schon ein paar Schritte in's österreichische Gebiet gemacht. Da packen ihn die Zöllner und führen ihn in's Bureau. „Hoben's in der Bügen was zu verzoll'n?“ — „Dmeiseln hob' i.“ — „Machen's mal auf.“ — Verflucht, die Bügen schließt so satirisch, i bring's net auf.“ — Der Zöllner: „Geben's mal her, wir bringen's schon auf.“ Ein ungeduldiger Stoß mit dem Stechbeutel, die Büchse springt auf und entleert sich ihres Inhalts. „Gsch'n's, daß Dmeiseln sind! I bit' schön, Herr Finanzler, fangen's mer sie wieder ei', sonst klag i Sie an auf Schadenerfah“, sagt der Schalk. — „Machen's, daß Sie zum Teufel kommen mit Ihren Ameisen“, donnern die Beamten. Monatelang wimmelte das Zollhaus von Nauders von Ameisen, und man braucht sie seither dort nicht mehr zu verzollen.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Nach den Veröffentlichungen des kaiserlichen Gesundheitsamts leben zur Zeit in Preußen 18 Leprafranke Personen; 15 davon halten sich im Kreise Memel auf. In Hamburg giebt es zwölf, in Elsaß-Lothringen zwei Leprafranke. —

— Peter auf der Reif. Der ehemalige Sozialistenkresser und Stumm-Kuli P. Schwuchow reist zur Zeit als Wanderredner des freisinnigen Bauernvereins „Nordost“. —

— Bei einer Hochzeitsfeier in Dels (Schlesien) kam es zwischen dem Brautvater, dem jungen Ehemann und den Gästen zu einer so argen Keilerei, daß man Militär herbeirief. —

— Was der Mensch alles aushält! In Merklingen (Württemberg) ist vor Kurzem der Schullehrer Jacob Baumann gestorben. Einer seiner Vorfahren trat den Schuldienst in Merklingen am 1. Mai 1622 an. Seitdem war immer der Sohn der Nachfolger des Vaters im merklinger Schuldienst. —

— In Meß hat ein Speisewirth mit einem Tranchirmesser seiner Frau nachts im Bette den Hals durchgeschnitten und sich dann selbst durch einen Revolverchuß getödtet. —

— In Brand bei Redwitz (Bayern) sind fünf Personen infolge Genusses ungelochten, geräucherten Schweinefleisches an Trichinose erkrankt. —

— In Lechhausen, dem größten bayerischen Dorfe ist ein weiterer Lehrer nöthig. Der Gemeindeauschuß hat sich für die Anstellung einer Hilfslehrerin entschieden, „weil hierdurch die Gemeinde finanziell weniger geschädigt wird.“ —

— Im Getreide-Lagerhause der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft zu Passau explodirte ein Gasmotor-Kessel. Fünf Arbeiter wurden verletzt, zwei davon schwer. —

— Der verstorbene Komponist Brahms hat 285 000 Mark hinterlassen. In dem Entwurf seines Testaments heißt es: „Ich schulde keinem Menschen auch nur einen Kreuzer; mir ist man größere Beträge schuldig. Nach meinem Tode sind Alle, die mir Geld oder sonst was schulden, jeder Verpflichtung bar und lebig.“ —

— Der frühere Universitäts-Professor Dr. Memnar ist in Wien gestorben. Er hat auf eigenhändige Weise seine Professur erlangt. Als Student half er seinem Professor beim Schleifen von Halbedelsteinen, wurde von diesem empfohlen, gefördert und wieder empfohlen, bis er auf einmal Professor der Mineralogie an der Universität Innsbruck war. Da er nichts verstand, hatte er keine Hörer. Da ging er unter die Gründer und Projektentmacher, schwindele und wurde eingesperrt. Schwindele wieder und wurde noch einmal eingesperrt. Ein verunglücktes Protektionskind. —

— In den Ebenen des Geraul-Departements (Frankreich) ist ein großer Theil der Weinberge durch Frost vernichtet worden. —

— Wie das „Neuter'sche Bureau“ aus Johannesburg (Transvaal) meldet, fand in der Langloagte Deep Mine eine Dynamitexplosion statt, durch welche acht englische Bergleute und 26 Eingeborene getödtet wurden. —